

Prolog



Was wir einmal Zukunft nannten.

Meine Schritte sanken tief in den glänzenden Schlamm, der sich bei jedem Tritt zäh öffnete, als wollte er mich festhalten. Der Boden unter mir gab nach, schwer und nass, und bei jedem Schritt löste sich ein schmatzendes Geräusch aus der Erde, als würde sie kritisieren, was ich getan hatte. Ich spürte, wie mir die Bewegung schwerer fiel, nicht nur, weil der Weg beschwerlich war, sondern weil mein Körper bereits begann zu begreifen, dass etwas in mir gekippt war. Vor wenigen Minuten hatte ich etwas getan, von dem ich immer geglaubt hatte, dass es außerhalb meiner Vorstellung lag. Und jetzt war es Wirklichkeit.

Was hab ich getan?

Der Wald um mich herum war dichter, als ich ihn in Erinnerung hatte. Die Bäume standen so nah beieinander, als hätten sie sich verschworen, mich nicht mehr durchzulassen. Die Luft war durchzogen von einem Geruch nach Regen und Tannennadeln, nach nasser, tiefer Erde und etwas Bitterem, das wie eine Ahnung von Verfall in meinen Sinnen hängen blieb, kaum greifbar, aber da. Vielleicht war es der metallische Geruch von frischem Blut, das erst vor wenigen Minuten vergossen wurde. Der Nebelregen hatte sich hier verdichtet, schwer und klebrig und ich bewegte mich hindurch, als wäre ich selbst Teil dieser Unschärfe geworden. Jeder Schritt fühlte sich an wie ein Übergang – nicht zwischen zwei Orten, sondern zwischen zwei Zuständen. Als würde ich mit jeder Bewegung ein bisschen mehr auflösen, was mir vorher noch Halt gegeben hatte. Ich hatte das Gefühl, durch die sichtbar gewordene Unsicherheit meiner Entscheidung zu waten, und mit jeder einzelnen Nebelschwade, durch die ich trat, rückte das näher, was ich eigentlich vermeiden wollte: dieser Moment, in dem aus Angst Panik wird. Meine Beine begannen unkontrolliert zu zittern, meine Hände verkrampften sich, noch bevor ich bewusst registrierte, dass sie sich zu Fäusten geschlossen hatten. Mein Blick verlor den Fokus, nicht plötzlich, sondern in einem dunklen, wabernden Rand, der sich von außen nach innen schob, als würde ich durch eine schmutzige Kameralinse auf die Welt blicken und in ein Ende hineinlaufen, das schon bereitstand, während ich noch glaubte, Zeit zu haben. Ich sah mich selbst verschwinden, Bild für Bild, bis nur noch Schwarz blieb.

Oh Gott, ich habe alle verraten.

Ich streckte die Hand instinktiv nach Halt aus und meine Finger fanden Rinde, rau und echt, mit Rillen wie Linien auf einer fremden Handfläche. Der Baum stand neben mir wie etwas, das nichts forderte. Ich lehnte mich dagegen, versuchte zu atmen, so, wie man es tun soll: ein, aus, wieder ein, bis vier zählen, ausatmen, wiederholen, nicht aufhören. Aber der

Druck in meiner Brust blieb, der Knoten im Hals löste sich nicht. Es war, als würde mein Körper wissen, dass Beruhigung keine Option war, weil sie bedeuten würde, dass das, was passiert war, nicht wirklich geschehen sei.

Nein, nein. Wie konnte ich? Warum habe ich das getan?

Dann hörte ich eine Stimme, hell und deutlich, zu nah für diesen Nebel, zu sicher für diesen Moment.

»Nate, stell dich nicht so an. Komm jetzt!«

Ich hob den Blick langsam, als müsste ich mich dazu zwingen, durch den Dunst hindurchzusehen. Ihre Silhouette war erkennbar, ihre Haltung vertraut und doch fühlte sich alles an ihr falsch an. In ihrem Gesicht lag dieser Ausdruck: Eine Mischung aus genervtem Unverständnis und etwas, das vielleicht mal Mitleid war, aber zu lange ignoriert wurde, um noch weich zu sein. Ich wusste, dass es richtig gewesen war. Zumindest hatte ich es geglaubt, in dem Moment, in dem ich es tat. Aber ich hatte nicht verstanden, was es bedeutete. Nicht wirklich. Die Konsequenzen waren wie Schatten, die erst dann ihre Form zeigten, wenn das Licht von der falschen Seite kam.

Was, wenn sie mich jetzt hassen?

Was, wenn sie mich jagen?

Und schlimmer noch – was, wenn er mich nun hasst?

Ich habe alles kaputt gemacht.

Mein Atem ging schneller, flacher, wie das Flattern eines aufgeschreckten Vogels. Ich spürte, wie sie auf mich zukam und als sie ihre Hand auf meine Schulter legte, war da keine Wärme, kein Innehalten, kein Trost. Es war eine Geste, die nicht fragte, sondern forderte. Ein Ziehen und Drücken, beinahe ein Schubsen, das keinen Platz für Zögern ließ. Ihr Körper wollte weiter, auch wenn meiner noch nicht wusste, wohin.

Nicht zurücksehen.

»Geh weiter!«

Ihre Stimme klang nicht hart. Sie war nicht laut, nur genervt. So, wie jemand müde ist, der auf Verständnis verzichtet, weil es einfacher war, es zu belächeln.

»Ich habe alle im Stich gelassen«, murmelte ich leise, nicht als Entschuldigung, sondern weil es die Wahrheit war und obwohl ich wirklich versucht hatte, nicht zu weinen – dieses eine Mal – spürte ich, wie sich die Tränen trotzdem sammelten. Sie kamen nicht wie ein Sturm, eher wie Wasser, das still steigt, unaufhaltsam und leise. Sie aber sagte nichts, nur ihr Blick veränderte sich. Ein Hauch von Weichheit legte sich über ihre Züge, nicht genug, um Vertrauen zu schenken, aber genug, um zu zeigen, dass etwas in ihr noch zuhörte.

»Manchmal müssen wir Dinge tun, die wir nicht wollen, um zu bekommen, was wir verdienen«, erklärte sie, und es klang wie ein Satz, den man nicht zum ersten Mal sagt, sondern zu oft.

Ich sah sie fassungslos an, weil etwas in mir sich dagegen wehrte, diesen Gedanken zuzulassen. »Um zu bekommen, was ich verdiene? Ich mache das hier nicht für mich, sondern für alle anderen. Weil *sie* es verdienen.«

»Sicher, Nate. Du musst dich opfern, ganz selbstlos, um alle zu retten. Du weißt schon, dass dich niemand darum gebeten hat?« Die Worte trafen mich wie ein Messer, das langsam geführt wird. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Es war, als würde sie eine Wahrheit aussprechen, die ich selbst nicht denken durfte, weil sie mich sonst entwaffnete. Sie ließ mir keine Zeit zum Antworten. »Komm jetzt, Opferlamm. Die Schlachtbank ruft.«

Ich schüttelte den Kopf. Die Art, wie sie sprach, war so gleichgültig, so trocken, so frei von allem, was ich von ihr gebraucht hätte. Sie hatte die Empathiefähigkeit eines Steins und wahrscheinlich war das noch ungerecht dem Stein gegenüber.

»Ich mag dich nicht«, flüsterte ich leise genug, dass es zwischen uns verblasste. Ich setzte mich wieder in Bewegung, weil

ich wusste, dass Stehenbleiben nichts änderte und als meine Hand noch einmal über die Rinde glitt, fühlte sich das Holz kühler an als zuvor. Vielleicht lag es an mir.

»Stell dich hinten an.«

»Warum bist du so kaltherzig?«, fragte ich und diesmal war es keine Anklage, sondern wirklich eine Frage.

»Bin ich das oder hat sich deine Panikattacke in Luft aufgelöst?«

Ich blieb kurz stehen, weil ich nicht wusste, ob sie recht hatte. Mein Atem war ruhiger.

Toll. Danke.

Ich ging wortlos an ihr vorbei. Der Nebel war noch da, die Dunkelheit des Waldes hatte sich nicht verzogen und die Richtung war nicht klarer als vorher. Aber meine Beine trugen mich, und irgendwo hinter mir hörte ich ihre Schritte, gleichmäßig und sicher, als wäre alles, was ich war, nur eine Phase, durch die man hindurchgeht, wenn man keine Wahl mehr hat.

Meine Gedanken glitten zurück zu jenem Oktobertag, unscheinbar im ersten Licht, doch in Wahrheit der Moment, an dem alles zu kippen begann – ein Tag, der sich inzwischen anfühlte wie ein ferner Schatten hinter Glas, schwer greifbar und doch immer da, kaum Wochen her und trotzdem so weit entfernt, als läge ein ganzes Leben dazwischen. Damals hatte ich noch geglaubt, dass Dinge sich langsam änderten. Dass man Zeit hatte. Dass man vorbereitet werden würde. Aber ich irrte mich. Es kam nicht langsam. Es kam wie ein Riss im Fundament, lautlos zuerst, dann alles auf einmal und nichts, wirklich nichts, blieb, wie es war. Nicht in mir. Nicht um mich herum. Nicht in dem, was wir einmal Zukunft nannten.

Kapitel 1: Nate



Ein Schlag bis in die Fingerspitzen

Der Sportunterricht war fast vorbei. Ich hörte noch das Klatschen eines Balls und das Brüllen der anderen Jungs. Wir hatten Fußballtraining, aber ich spielte nie mit. In Momenten wie diesem dachte ich, mein Körper sei nur eine Ausrede, damit ich nicht dazugehören musste. Aber vielleicht driftete ich auch wieder ab. In Gedanken. In Träume. In Geschichten.

Die Sonne stand schräg über dem Sportplatz, golden und weich. Es war dieser besondere Glanz, den nur der Herbst brachte. Als würde das Licht wissen, dass es bald verschwinden musste und sich deshalb Mühe geben, alles in warme Farben zu hüllen.

Ich lag auf dem Rücken im Gras neben dem Spielfeld. Mein Kopf ruhte im Schatten meiner zusammengeknüllten Sportjacke und meine rechte Hand war gen Himmel gestreckt, die Finger gespreizt, als würde ich versuchen, die Sonne aufzuhalten. Nicht, weil sie mich blendete, sondern weil ich meine Hand betrachtete. Meine Finger waren zart und lang – viel zu schmal im Vergleich zu denen der anderen Jungs. Sie sahen aus, als würden sie Klavier spielen, nicht zuschlagen. Ich drehte die Hand ein wenig, sah zu, wie das Licht über meine Haut glitt, als würde es hindurchscheinen. Jede feine Ader war zu sehen. Blaugrün unter blasser Haut. Du bist schwach, dachte ich. Nicht mit Bitterkeit, sondern eher wie eine Feststellung, wie: Es ist Herbst. Eine Windböe streifte über mein Gesicht. Die Luft roch nach Gras, Schweiß und Erde. Und ich lächelte sanft.

Als die Sonne tiefer stand und die Stimmen leiser wurden, hörte ich noch das Rattern der Metalltür, während die anderen Jungs in die Umkleide gingen. Lachen, Scheppern und Stimmen voller Leben.

Nicht mein Leben.

Ich war der, der wartete, bis alle verschwunden waren. Der, der den Ballwagen schob, wenn keiner hinsah. Der, der aufräumte, weil es sich besser anfühlte, gebraucht zu werden als übersehen.

Ich wartete noch ein paar Minuten. Erst dann stand ich auf. Ich mochte die Schulduschen nicht. Ich war damals vielleicht dreizehn gewesen. Knochig, schmal, die Rippen noch zu deutlich sichtbar und die Hüften zu weich. Die anderen Jungs lachten über mich. Leise – aber so, dass ich es hörte.

»Ey, meine kleine Schwester hat mehr Bizeps als Nate.«

»Safe rasiert der sich den ganzen Körper.«

»Wetten, der kommt morgen in Rock zur Schule und will Nathalie genannt werden?«

Ich war nicht wie sie. Nicht breit genug, nicht laut genug, nicht hart genug. Ich zog mich alleine um und duschte immer

zuletzt, wartete, bis ich sicher war, alleine zu sein. Seitdem waren die Duschen ein Ort geworden, an dem ich versuchte, mich unsichtbar zu machen.

Meine Beine waren etwas taub vom Liegen, meine Hose vom feuchten Gras leicht dunkel verfärbt. Ich zog die Sportjacke hoch und schüttelte ein paar Blätter davon ab. Langsam ging ich übers Feld und sammelte die orangefarbenen Absperrhütchen auf, eines nach dem anderen, wie kleine, dreieckige Sonnen, die auf die Erde gefallen waren. Ich steckte sie ordentlich aufeinander, legte die Bälle zurück in den Wagen und schob ihn in Richtung der kleinen Halle.

Es war mittlerweile sechzehn Uhr. Ich wusste das, ohne auf die Uhr zu schauen. Der Himmel hatte diese bestimmte Farbe: Gold mit Schatten. Ich blieb noch ein paar Minuten draußen, nachdem der Platz leer war, um Zeit zu schinden. Ein einzelnes Blatt löste sich von einem Baum am Rand des Feldes, drehte sich, tanzte und fiel. Ich beobachtete es, bis es den Boden berührte. Ich mochte diese Zwischenräume.

Zwischen Geräuschen.

Zwischen Tagen.

Zwischen Atemzügen.

Der Ballwagen war zurückgeschoben, ganz ordentlich. Ich hatte darauf geachtet, dass alles richtig aufgeräumt war, als könnte ich Unruhe vermeiden, wenn nur genug Ordnung herrschte. Ich nahm meine Tasche und ging Schritt für Schritt auf diesen Flur zu, den ich so gut kannte wie die Linien auf meinen Handflächen, denn ich ging ihn oft, meistens alleine, mit gesenktem Kopf und Gedanken, die lauter waren als alles um mich herum. Die Tür zur Turnhalle schwang langsam auf und der Flur begrüßte mich mit einem leeren, kühlen Blick, so ruhig, dass selbst meine Schritte zögerten, ehe sie den Boden berührten. Sie hallten wider wie Tropfen auf einem stillen See. Jeder Schritt war ein winziger Kreis, der sich ausbreitete, um gleich wieder zu verschwinden. Dann schob ich die Tür zur

Dusche auf und blieb stehen. Ich hörte leise Wasser rauschen. Der Dampf hing schwer in der Luft, ein warmer, fast süßlicher Nebel, der die Fliesen beschlug, die Decke verschwimmen ließ und sich wie ein atmender Schleier über den Raum legte, träge und beinahe beschützend. Und dann sah ich *ihn*.

Er stand da, unter dem Wasser, als wäre er Teil davon. Den Rücken mir zugewandt, den Kopf leicht gesenkt. Das Wasser strömte über seine Schultern, glitt seine Wirbelsäule hinab, löste glitzernden Schaum auf, der über makellose Haut rann – Haut, die aussah, als hätte jemand Bronze gegossen und sie noch nicht ganz erstarren lassen. Meine Kehle zog sich zusammen. Nicht aus Angst, nicht einmal aus Überraschung, sondern eher aus diesem einen Gefühl heraus, das man spürt, wenn man ein Gedicht liest, das einem unter die Haut kriecht, bevor man die Bedeutung überhaupt versteht.

Langsam, fast lautlos, drehte der Junge den Kopf zur Seite, als hätte er mich gespürt. Seine Augen waren hell: eisiges Blau. Wie der Himmel an einem Sommertag und doch so wach, so wild, dass mein Herz ein kleines Stück aus dem Takt geriet. Seine Gesichtszüge waren scharf und kantig – gezeichnet wie eine Skulptur – aber nicht aus Marmor, eher aus Sturm und Erde und Dingen, die man nicht erklären kann, ohne sich dabei selbst zu verlieren. Er war schön wie eine Brandung, die alles mit sich reißt. Wie ein Schmerz, der sich gut anfühlt, weil er beweist, dass man lebt.

Ich hob sacht die Hand. Nur ein winziges Zeichen. Etwas zwischen Gruß und Bitte. Und auf meinen Lippen lag ein Lächeln, das nicht wusste, ob es sich trauen durfte.

»Hey«, brachte ich schließlich hervor, weil ich nicht wusste, was ich sonst sagen sollte. Er erwiderte nichts. Nur seine Miene veränderte sich ganz leicht, fast unmerklich, wie ein Flügelschlag in einem Moment völliger Stille. Nicht feindlich oder schockiert, eher wie jemand, der dabei ertappt wurde, sich selbst für einen Augenblick vergessen zu haben. Als wäre er

unsichtbar gewesen und ich derjenige, der ihn daran erinnerte, dass er existierte. Er nickte mir leicht zu. Und obwohl es so unscheinbar war, fühlte es sich für mich an wie eine Bewegung, die die Welt einen Takt schneller zu drehen schien.

Ich legte meine Tasche mit Bedacht auf die Bank. Jede Bewegung wirkte auf einmal zu laut für diesen Raum, als würde ich mit bloßen Händen gegen die metallischen Schränke schlagen. Und doch machte ich keinen Ton. Ich stand einfach da und starrte ihn an. Er war wie jemand, der aus einem anderen Kapitel kam – eins, das ich nie aufgeschlagen hatte, aber plötzlich auswendig kannte. Er sah mich an, als würde er etwas in mir lesen, das ich selbst nur schwer entziffern konnte. Ich wusste nicht weshalb, aber ich fühlte mich nicht durchleuchtet. Nur gesehen. Und vielleicht war das fast noch schlimmer.

»Ich bin ... Nate«, sagte ich, meine Stimme kaum mehr als ein Gedanke, der die Lippen verlassen hatte, ehe ich ihn ganz denken konnte.

Sein Blick wanderte über mein Gesicht, ohne Hast, wie jemand, der keine Angst hat. Dann legte er seinen Kopf etwas schief. Seine Stimme war rau, tief und doch voller Klang.

»Ryan.«

Ich lächelte. Sein Name hallte in meinem Kopf wie ein leises Echo, das dort ab jetzt auf ewig bleiben würde. Aber er lächelte nicht.

Der Dampf hing schwer im Raum, fast greifbar wie ein Schleier. Alles war weich um uns herum. Nur er nicht. Ich blieb in der Ecke stehen, meine Tasche auf der Bank, die Schultern ein wenig zu steif und der Atem ein bisschen zu flach, obwohl ich doch gar nichts Falsches getan hatte. Er stand noch immer unter dem Wasser, ruhig und in sich versunken, als würde die Hitze etwas in ihm halten, das sonst herausbrechen würde.

Ryan.

Er hatte den Kopf wieder gesenkt, Seifenschaum zog schmale Flüsse über seinen Oberkörper, den Bauch, den Rücken. Das

Licht warf ein dezentes Farbenspiel auf seine Haut. Seine Muskeln spannten sich ganz beiläufig, als er das Wasser abstellte. Ich war ein bisschen nervös, neugierig und wach von innen.

»Bist du hier Schüler?«, fragte ich leise, weil ich etwas sagen musste. Irgendetwas, um diesen Moment festzuhalten, ohne ihn zu zerbrechen.

»Nein«, antwortete er nur. Ein Wort, aber genug, um einen Hauch Abstand zwischen uns zu legen.

»Ah«, murmelte ich und schob den Reißverschluss meiner Tasche halb auf, einfach nur um etwas zu tun, das mich mit meiner Bewegung verankerte. »Neu hergezogen?«

»Durchreise.« Seine Stimme war so klar wie seine Augen. Keine Kälte, keine Nähe, nur Wahrheit und nichts, worüber man diskutierte.

Ich nickte und versuchte, nicht zu wirken, als wollte ich mehr wissen, obwohl ich es tat. »Du ... äh, du duschst hier, weil—« Ich brach ab, weil der Satz zu groß für meine Lippen war. Dann atmete ich durch und fragte es einfach. »Bist du obdachlos?« Er antwortete nicht, aber etwas an seinem Blick wurde dunkler und vorsichtiger, als hätte ich eine Tür angetippt, die er ungern offenließ. Ich schluckte nervös. »Der Heizungskeller der Schule ist nie abgeschlossen. Da ist es warm«, fügte ich schnell hinzu. Er schwieg weiterhin, aber ich sah es in seinem Blick. Etwas zwischen Anerkennung und Zweifel, vielleicht sogar ein Hauch von Respekt. Wieder nickte er mir zu.

Als Ryan nach einem alten, grauen Handtuch, das neben seiner Tasche hing, griff, wandte ich meinen Blick ab. Nicht, weil ich musste oder weil ich nicht hätte hinsehen dürfen. Es fühlte sich einfach richtig an. Ich hatte in diesem Moment mehr Ehrfurcht vor ihm als Neugier. Und weil sein Name in meinem Kopf nachklang wie ein Vers, den ich nicht vergessen wollte.

Ryan.

Als ich wieder hinsah, zog er sich gerade ein langes, weißes Shirt über den feuchten Oberkörper und für einen winzigen

Moment sah es aus, als würde der Stoff selbst noch überlegen, ob er ihn bedecken wollte oder nicht. Die feuchte Haut verdunkelte das Weiß, ließ es an seinen Schultern haften wie ein Versprechen, das nicht ausgesprochen werden durfte. Dann zog er sich eine Jeans über – schwarz, ausgewaschen, an den Knien aufgerissen, als hätte jemand versucht, sie an der Welt festzuhalten und sei gescheitert. Sie saßen tief auf seinen Hüften, lässig, aber nichts daran war Pose. Und schließlich die Lederjacke. Alt. Nicht modisch alt, sondern geliebt und gelebt. Wie eine Geschichte, die zu oft im Regen stand, ohne zu verwittern. Die Nähte leicht ausgefranst, der Kragen abgenutzt von zu vielen Griffen. Ich sah es und wusste: Diese Jacke war nicht einfach Kleidung. Sie war Schutz, Rüstung, Haut. Um seinen Hals hing eine lange Kette, die bis zu seiner Brust reichte. Ein länglicher, silberner Anhänger. Unauffällig, aber er hatte etwas an sich – wie ein Schlüssel zu einem geheimen Schloss. Etwas, das niemand je einfach ablegen würde.

Ich wollte etwas sagen. Nicht viel, nur ein Satz. Eine Geste. Etwas wie: Danke, dass du mich gesehen hast. Oder: Danke, dass du mit mir geredet hast. Oder vielleicht einfach nur: Bitte bleib. Aber das waren Worte, die nur mir etwas bedeutet hätten und ich hatte das Gefühl, dass man ihm nichts sagen konnte, was er nicht schon selbst entschieden hatte. Er zog den Reißverschluss seiner Jacke zu, als würde er sich damit auch innerlich schließen. Dann hob er den Blick.

»Sag bitte keinem was«, sprach er ruhig.

Ich nickte sofort, vielleicht etwas zu schnell. »Nein. Klar.«

Er drehte sich um und ging mit leisen Schritten zur Tür, trotz der schweren Stiefel. Trotz allem, was er auf seinen Schultern trug. Ich dachte, das war es – dass er jetzt einfach ging und ich ihn nie wiedersehen würde. Aber dann blieb er kurz vor der Tür stehen und sah über seine Schulter zurück zu mir. Als seine Augen mich trafen, diese hellblaue Klarheit, die nichts versteckte und nichts entschuldigte, da war es, als würde die Zeit

selbst kurz aussetzen. Mein Herz schlug laut. Ein Schlag bis in die Fingerspitzen.

»Danke, Nate«, verabschiedete er sich. Dann war er weg. Ein Schritt hinaus und der Dampf nahm seinen Platz ein, als wäre er nie dagewesen. Ich stand da – zwischen feuchten Fliesen und einem Gefühl, das noch keinen Namen hatte. Aber es fühlte sich an wie der Anfang von allem.



Ich duschte kurze Zeit später. Das Wasser war warm, aber es fühlte sich anders an als sonst, als hätte Ryans Blick sich in die Fliesen gebrannt. Ich stand länger als nötig unter dem Strahl und versuchte meinen Herzschlag zu beruhigen.

Als ich das Gebäude verließ, war der Himmel dunkler geworden. Tief grau-blau, mit orangen Rändern. Die Art von Licht, die nur der Oktober kann. Ich fuhr mit meinem Fahrrad nach Hause. Die Straßen der Stadt lagen still vor mir, aufgesogen von der Herbsdämmerung. Der Asphalt glänzte hier und da, als hätte sich feiner Tau darübergelegt. Bunte Blätter – rot, orange, gold – klebten an den Bordsteinen und flogen durch die Luft wie freie Gedanken. Ich liebte den Oktober wegen Halloween, Kürbissen und wegen der Art, wie alles vergeht, ohne zu klagen.

Wie die Bäume sich entkleiden, in aller Würde.

Wie der Himmel blasser wird, aber nie leer.

Wie die Natur stirbt, nur um im Frühjahr wieder zu blühen.

Ich spürte den kühlen Wind an meinen Wangen. Es roch nach Holz, nassem Laub und nach Wandel.

Ich dachte an meinen Vater. Zehn Jahre war es nun her. Zehn Jahre ohne sein Gesicht, ohne seine Hände, ohne dieses Bild von Männlichkeit, das er mir vielleicht gezeigt hätte. Ich wusste nicht mal, ob er verstanden hätte, dass ich Gedichte liebte und manchmal grundlos weinte.

Grams, meine Großmutter, hatte mich großgezogen. Und Grams war immer weich. Ihre Hände rochen nach Teig und Lavendel und ihre Stimme war leise, aber niemals schwach. Vielleicht bin ich so, weil ich niemanden hatte, der mir zeigte, wie man hart war. Vielleicht auch, weil ich nie jemand sein wollte, der sich beweisen musste.

Ich trat in die Pedale und fuhr an der alten Eiche vorbei, deren Äste sich schwarz gegen den goldenen Himmel abzeichneten.

Wird Ryan heute Nacht frieren?

Hat er was gegessen?

Wie fühlt es sich an, wenn man in einer Schule duscht, die nicht die eigene ist?

Ein Gedicht begann in meinem Kopf zu wachsen, Zeile um Zeile, ohne dass ich es aufhalten konnte.

Oktober hat Augen aus Gold,

sieht alles – schweigt.

Bäume werfen sich selbst zu Boden,

nackt, still, bereit.

Und irgendwo,

unter einer leeren Schulbank,

schläft ein Junge mit Schultern aus Stein

und Augen aus Eis,

die wärmer sind als jeder Sommer,

den ich je kannte.

Ich spürte, wie mein Gesicht heiß wurde. Nicht vom Wind, sondern von dem Gedanken an ihn. Seine Stimme, sein Blick – so wie er mich ansah. Ich schüttelte den Kopf. »Blöd«, murmelte ich.

Aber das Gedicht blieb.



Zu Hause war es warm, als ich eintrat. Die Luft war schwer von Gewürzen, Brühe und etwas Deftigem, das sich durch alle Räume zog wie eine Umarmung. Die Uhr in der Küche schlug sechs.

»Nathaniel?«

»Ja, ich bin da.«

»Du bist heute spät dran.«

Ich zog vorsichtig, fast lautlos, meine Schuhe aus, als könnte ich den Tag damit leiser machen. Sorgfältig hängte ich die Jacke auf den alten Haken neben der Tür, dort, wo immer ein Platz für Heimkehr war. In der Küche stand Grams, ruhig und geerdet wie immer, den Kochlöffel in der einen Hand, während die andere den Deckel des Topfs anhob, um mit einem geübten Blick die Konsistenz der Suppe zu prüfen. Ihre grauen Haare waren zu einem weichen Knoten gebunden, lose Strähnen schimmerten im Licht wie Fäden und die Schürze mit den goldenen Ahornblättern umspielte sie wie eine Erinnerung, die sie Jahr für Jahr im Oktober lebendig werden ließ. Ich musste innerlich grinsen, so, wie man lächelt, wenn man sich plötzlich geborgen fühlt, ohne es erwartet zu haben. Ich setzte mich an den Tisch und nahm den gewohnten Platz ein. Der Stuhl knarrte, als wäre er selbst ein lebendiger Teil unseres kleinen Hauses.

»Die Duschen waren noch besetzt«, erklärte ich. Sie drehte sich langsam um, mit einer Bewegung, die so sanft war, als wolle sie dem Moment nicht zu viel zumuten, und sah mich

mit diesem Blick an, den nur sie hatte. Einem Blick, der weder bohrte noch drängte, sondern einfach offen war, weich und wissend und voller Geduld.

»Warst du wieder der Letzte?«, fragte sie. Ich nickte. Keine Ausflüchte, keine Ausreden. Nur ein kurzes, ehrliches Nicken, das mehr sagte als jedes Wort. Sie stellte mir einen dampfenden Teller Suppe hin. Der Geruch erinnerte mich an meine Kindheit. Dazu ein Stück geröstetes Brot, golden wie der späte Nachmittag, wenn das Licht durchs Küchenfenster fiel und die Welt plötzlich nicht mehr ganz so laut war. »Ich möchte nur, dass du dich wohlfühlst«, meinte sie, als sie sich mir gegenüber setzte, ganz ruhig, als würde sie mir sagen: Du darfst hier sein, genau so, wie du bist. »Du musst dich nicht entschuldigen, weil du nicht bist wie die anderen.«

Ich legte den Löffel ab, meine Hände zitterten leicht, kaum sichtbar, aber sie bemerkte es – natürlich bemerkte sie es – wie immer.

»Es war nur ...«, flüsterte ich und wusste selbst nicht genau, was ich sagen wollte. Nur, dass es schwer war und dass ich es nicht benennen konnte. Sie nickte still. Ich wusste, dass sie es wusste. Dass sie all die Worte hörte, die ich nicht aussprach. Dass sie längst gesehen hatte, wie ich mich drückte, wenn es um Umkleiden ging. Wie ich wartete, bis niemand mehr da war. Wie ich mehr fühlte, als ich zeigte, und mehr zeigte, als ich fühlen durfte. Sie griff nach meiner Hand. Ihre war warm, fester als man glauben würde, mit der Kraft eines Menschen, der nie weggelaufen ist, auch wenn er Gründe genug gehabt hätte.

»Du bist mein Liebling«, sagte sie sanft und in diesem Moment war ich wieder acht Jahre alt und sicher. »Zart ist nicht falsch, Nate. Zart ist in Ordnung.« Ich hätte weinen können, einfach so, ohne Vorwarnung, wie Regen, der plötzlich fällt. Aber ich tat es nicht. Ich lächelte nur.

Ich wollte ihr von Ryan erzählen. Von seinen Schultern. Von seinen Augen. Von der Art, wie er unter dem Wasser gestanden

hatte, nackt und aufrecht und doch nicht bedrohlich. Aber ich hatte es ihm versprochen. Und was man verspricht, das hält man – vor allem, wenn es einem selbst wichtig ist.

Wir aßen still, aber es war keine unangenehme Stille, kein Schweigen, das Fragen aufwirft oder Räume kälter macht. Es war die Art Stille, die nur dann existieren konnte, wenn man sich liebte, ohne Bedingungen, ohne Masken, ohne Rollen.

Später, als ich in mein Zimmer ging, war der Himmel voll von dunklen Wolken, das Fenster beschlagen und der Tag lag über allem wie ein gelesenes Buch, dessen letzter Satz noch nachhallte. Ich zog mir den Pulli über den Kopf, setzte mich an meinen Schreibtisch und starrte einen Moment lang nur das leere Blatt vor mir an. Mein Herz war noch nicht still. Es schlug wie eine Frage. Dann flüsterte ich: »Augen aus Eis ...« Und ich schrieb weiter, weil ich nicht wusste, was das alles bedeutete. Ich fühlte, dass es bedeutend war und ich hoffte, dass ich ihn wiedersehen würde.

Vielleicht.

Vielleicht nicht.

Kapitel 2: Ryan



Wie Moos und Gewitter

Der Boden war hart und kalt, aber das war okay. Ich lag auf einer alten, zerfledderten Decke im Heizungskeller. Der Raum roch nach Metall, Staub und heißem Wasser. Durch das kleine, rechteckige Kellerfenster über mir fiel schwaches Licht in den Raum.

Zunehmender Halbmond.

Ich starrte ihn an. Seit einer Stunde vielleicht oder länger. Ich liebte den Mond schon immer. Er sah mich einfach an, ohne etwas zu wollen. Das Mondlicht fühlte sich gut auf meiner Haut an. Ich atmete tief durch. Mein Rücken schmerzte und ich spürte Frust in mir aufsteigen.

Warum musste er mich erwischen? Ich hätte vorsichtiger sein müssen.

Ich hätte mich vergewissern sollen, dass ich alleine war. Aber dann hatte ich wieder sein Gesicht vor Augen. Diese zarte Figur, welliges, hellbraunes, kinnlanges Haar, Augen wie Moos und Gewitter. Und dieser Geruch.

Fuck.

Er roch anders. Nicht wie andere Menschen. Nicht nach Schweiß, Seife oder Parfüm, sondern nach Wald. Nach Erde, wenn sie warm geregnet war. Nach verdammtem Frühling in der Brust. Wie feuchtes Gras, das man zwischen den Fingern zerreibt und das nach Leben riecht. Ich stöhnte genervt auf und drehte mich auf die Seite.

Noch nie hat jemand so für mich gerochen.

Sein Blick hatte mich getroffen wie ein Pfeil. Kein Schmerz, aber auch keine Rettung. Ich hasste dieses Gefühl. Ich wollte es zerdrücken.

Ich wühlte in meinem Rucksack. Meine Hände tasteten über das Chaos darin – zerknitterte Klamotten, ein Taschenmesser, der Rest von einem Riegel. Dann fand ich die Karte. Sie war schon alt und an den Rändern eingerissen. Ich faltete sie auf dem Boden vor mir aus. Meine Finger fuhrten über die Linien, als könnte ich damit das Denken abstellen.

»Cedar Hills«, murmelte ich. Kleinstadt, südlich in Washington. Fast Oregon, fast Idaho. Nichts, was wirklich zählte. Ich starrte auf den Punkt, der Cedar Hills markierte – ein Fliegenschiss auf einer Landkarte, ein Nebensatz im Leben anderer. Ich hatte drei, vielleicht vier Tage, bevor ich weiter musste. Wald rauf, Wald runter. Keine Straßen, keine Namen. Nur Geruch und Hunger. Und der Wechsel. Ich verfolgte meine Route zurück. Von Maine bis hierher. Ein Dreckspfad aus Flucht, Hunger, kalten Nächten und Gestank. Aber ich hatte schon wesentlich schlimmer geschlafen.

Wie weit sind sie schon? Haben sie meine Fährte?

Den letzten Wechsel hatte ich vor Monaten gehabt. Ich war vorbereitet gewesen. Hatte diese Pillen von Paul bekommen. Ich war vorsichtig, aber ich hatte geschwitzt, hatte geblutet.

Wenn sie mir folgen ... Wenn sie meine Spur haben ...

Scheiße.

Sie würden mich finden. Ich wusste, wie sie jagten. Ich war lange Zeit einer von ihnen.

Bin ich immer noch. Aber ... Scheiß drauf.

Wenn sie mir gefolgt waren, würde ich es bald spüren. Zuerst ein Ziehen in der Wirbelsäule, dann kribbelt es im Genick. Der Geruch kommt erst, wenn es zu spät ist.

Ich starrte auf die Karte, bis mein Blick verschwommen war. Dann stopfte ich sie zurück, grob und zu laut. Mein Magen knurrte. Ich zog den halb angeknabberten Riegel raus und kaute, ohne irgendwas zu schmecken. Ich dachte an Fleisch. Richtiges Essen. Steak, noch blutig. Kartoffelbrei. Salz. Eine Menge Bratensoße. Etwas Warmes, das nicht nach Pappe schmeckte. Etwas, das mich satt machte. Nicht nur im Magen. Ich schob den Müll zur Seite und legte mich zurück, starrte nochmal zum Mond.

»Wie Moos und Gewitter«, murmelte ich ihm zu. Er antwortete nicht. Natürlich nicht.

Ich dachte an meine Flucht. An das Geräusch von Ästen, die unter meinen nackten Füßen knackten. An die Luft, die schneidend war, wenn ich durch den Regen lief. An das Brechen der Knochen beim Wechsel. An Blut. An das Heulen. Und dann an ihn. An seine grünen Augen und fluchte leise. Irgendwann schlief ich im Mondschein ein.



Die Schulglocke war ein harter Knall. Nicht einfach ein Ton – ein Schuss in mein Nervensystem. Ich fuhr hastig hoch, mein Herzschlag wie Gewehrfeuer. Ich blinzelte gegen das Licht durchs Fenster, das heller war als erwartet. Es war bereits Morgen. Stimmen hallten über mir. Schritte. Taschen. Lachen.

Schüler.

Ich saß aufrecht in der Ecke, die Decke bis zur Brust, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Ich roch sie. All das Parfüm, Schweiß, Gummi, Mundgeruch. Zivilisation.

Widerlich.

Ich wartete, bis das Flattern der Rucksäcke und das Quietschen der Schuhe langsam starb. Dann schlich ich mich durch den Heizungsraum und die Seitentür nach draußen. Die Luft war kühl und feucht. Es hatte geregnet, irgendwann am frühen Morgen. Ich blieb stehen und witterte. Kein Mensch in der Nähe. Nur eine Katze irgendwo im Gebüsch. Ich zog meine Lederjacke zu, trat aufs nasse Gras und lief über den Parkplatz, über das rostige Zaungitter hinter den stehenden Fahrzeugen der Lehrer.

Ich kannte den Weg in die Innenstadt, aber ich mied die Hauptstraße. Ich schlich mich lieber durch die Lücken. Zwischen Hinterhöfen, hinter Mülltonnen, entlang der schmalen Schneisen, wo keine Kinder spielten und Hunde nicht geführt wurden. Cedar Hills war wie jede andere Kleinstadt: Lächeln in den Schaufenstern, Sorge in den Gesichtern. Zu viele Vorgärten. Zu viel Fassade. Es gab ein Diner, eine Tankstelle, wahrscheinlich auch ein Autokino, was kurz vor der Schließung stand, weil Willy in den Ruhestand gegangen war und Billy, sein ungeliebter Sohn, lieber an der Ostküste zur Universität ging, als das Geschäft seines Vaters zu übernehmen.

Ich bewegte mich wie ein Schatten. Ich war darin geübt. Mein Blick sprang von Spiegel zu Scheibe, von Tür zu Dachrinne. Dann stand ich vor dem Kiosk der einzigen Tankstelle von Cedar Hills. Zwei Zapfsäulen, ein kleiner Laden.

Eine Glastür, neon-beleuchtet, Regale voller Dinge, die ich mir nicht leisten konnte. Ich trat näher. Durch das Fenster sah ich zwei Leute. Ein Mann an der Kasse – jung, gelangweilt, wahrscheinlich high. Ein Mädchen, mein Alter, mit zu langen Nägeln und einem Pferdeschwanz, der sich nicht bewegte. Drei Kunden verließen den Laden. Keiner ging rein.

Showtime.

Als ich den Laden betrat, bimmelte eine kleine Türglocke über mir. Ich senkte den Kopf, zog die Kapuze tiefer, ging sofort zu den Regalen rechts. Snacks, Süßkram, Zigaretten hinter Glas. Ich tat, als würde ich nach Kleingeld kramen. Der Kassierer war abgelenkt. Das Mädchen flirtete mit ihm. Ich ging in die Hocke. Donuts in Plastik. Fettig. Süß.

Perfekt.

Ich nahm zwei und stopfte sie unter meine Jacke. Dann nach links. Der Kühlschrank. Dosenbier, Soda, Wasser. Ich öffnete die Tür. Eine Wasserflasche nahm ich in die Hand, die andere schob ich in meinen Jackenärmel. Dann drehte ich mich um und ging zur Kasse. Ich stellte eine Wasserflasche auf den Tresen.

»Hab nur die«, murmelte ich.

Der Typ sah nicht mal hin. »Einen Dollar«, sagte er beiläufig.

Ich legte einen Dollar hin und ging. Schnell, aber nicht hastig. Draußen bog ich gleich rechts hinter dem Gebäude ab – zwischen die Mülltonnen, in den Grünstreifen, runter zu einem kleinen Bach. Erst da atmete ich auf.

»Jackpot«, lachte ich leise. Ich setzte mich unter eine große Weide, riss die Donuts auf, schob den Ersten fast ganz rein.

Süß. Klebrig. Unwürdig.

Aber es stillte den Hunger ein bisschen. Ich lehnte mich zurück gegen den Stamm, atmete tief ein und schloss die Augen, bevor ich mich entschied, in den nahen Wald zu verschwinden.



Der Wald nahm mich sofort auf. Ich brauchte keine Wege, keine Richtung. Meine Füße kannten den Boden, meine Haut kannte die Luft. Der Geruch von feuchter Rinde, altem Laub und Pilz lag schwer zwischen den Stämmen. Ein paar Tropfen fielen noch von den Ästen, landeten auf meiner Jacke wie kleine Erinnerungen daran, dass es heute Morgen geregnet hatte. Ich atmete tief durch. Der Zucker der Donuts klebte noch an meinen Zähnen, aber mein Magen war erstmal ruhig. Ich ging langsam, schob mich zwischen Büschen durch, ließ die Finger über Moos gleiten, das auf Baumstämmen wuchs. Ich war nicht auf der Jagd. Nicht auf der Flucht. Nicht ganz.

Meine Jackentasche war inzwischen voll mit Kastanien. Ich hatte sie aufgesammelt, ohne es zu merken. Eine nach der anderen. Glatt, rund, schwer in der Hand. Sie gaben mir ein Gefühl von Beschäftigung. Wie ein Tier, das seine Höhle auspolsterte, obwohl es noch nicht Winter war. Ich drehte eine Kastanie zwischen den Fingern. Sie glänzte im Licht, tiefbraun, fast schwarz. Dann hörte ich es. Ein Rascheln. Ein Zittern. Ich hielt den Atem an. Und da stand es. Ein Reh. Kaum zwanzig Meter entfernt. Zwischen Farn und Baum, das Maul halb geöffnet, die Beine steif. Wir sahen uns an. Kein Fluchtpuls. Es wusste, was ich war. Ich war das, was es im Wind spürte, wenn der Wald still wurde. Ich war der Schatten zwischen den Bäumen, der nicht ganz Tier und nicht ganz Mensch war. Ich roch seine Angst, wie feuchte Erde kurz vor einem Gewitter. Ein Geruch, den man nur kennt, wenn man selbst schon gejagt wurde. Und trotzdem lief es nicht davon. Wir sahen uns

an. Zwei Kreaturen, die sich verstanden, ohne Sprache. Ich schluckte vor Ehrfurcht.

»Lauf«, flüsterte ich. Das Reh zuckte. Nur ein Muskel, nur ein Hauch. Dann sprang es fast lautlos davon. Ein Schatten in Bewegung. Ich blieb noch lange stehen und fühlte mich ein bisschen mehr wie ich. Oder wie das, was von mir übrig war.



Ich blieb noch eine Weile im Wald. Es fühlte sich richtig an. Der Lärm in meinem Kopf war leiser geworden. Fast weg. Der Wind war sanft, trug den Geruch von Tannennadeln, feuchtem Holz, ein bisschen Rauch vielleicht – irgendwo hatte jemand ein Feuer gemacht. Ich schloss kurz die Augen und hob das Gesicht in den Wind.

So sollte Luft riechen.

In meiner Jackentasche lagen die Kastanien. Ich schob die Hand hinein, drehte wieder eine davon zwischen den Fingern. Sie lag da wie ein kleines, stilles Herz, ganz warm von meiner Haut. Der Himmel begann sich zu färben.

Dämmerung.

Zwischen den Baumkronen hingen Wolken wie aufgerissene Watte, die Ränder rot, ein bisschen lila. Ich blieb stehen, sah kurz nach oben und seufzte leise. Zufrieden. Für einen Moment.



Ich kannte die Route zurück zur Schule. Keine Kameras, keine Nachbarn mit Hund, keine Stimmen. Als ich an einer Vorgartenhecke vorbeikam, sah ich Halloween-Deko. Plastik-Kürbisse, ein Papp-Skelett, das schief in einem Fenster hing. Billig, aber es hatte was. Ich blieb stehen und blickte auf das Fenster, hinter dem sich Lichter bewegten. Kinderstimmen. Lachen. Ich spürte einen leichten Druck in der Brust. Kein Schmerz. Nostalgie, vielleicht. Oder Neid. Ich wusste es nicht.

Ich ging weiter, vorbei am Sportplatz, an einem alten Schuppen mit einer kaputten Tür, ins Gebäude und hinunter zum Heizungsraum. Ich trat ein und roch es sofort. Nicht Nate selbst, aber Leben. Wald. Etwas, das frisch war. Und Tomaten. Ich trat näher an die alte Decke, die ich auf dem Boden ausgebreitet hatte. Dort stand eine Dose Ravioli, daneben ein Dosenöffner, eine Gabel und eine ungeöffnete Packung Schokoladenkekse. Ich starrte das Zeug an. Einen Moment lang regte sich nichts in mir. Dann kam es: Ein Lächeln. Breit, schief und völlig unerwartet. Es zuckte über mein Gesicht wie ein Reflex.

»Oh, Nate«, flüsterte ich. Ich setzte mich und starrte die Lebensmittel einfach an, als würden sie mir was erzählen. Dann zog ich eine Kastanie aus der Jackentasche. Dann noch eine. Und noch eine. Ich kramte in meinem Rucksack, fand einen alten Draht und eine Büroklammer, die ich aufbog. Meine Finger waren ungeschickt und schneller als mein Kopf: Ein Kastanienmännchen. Krumm. Schief. Aber mit Daseinsberechtigung.

Nates Geruch lag noch in der Luft. Er konnte nicht lange weg sein.

Nur noch einmal. Nur noch ein einziges Mal, bevor ich wieder verschwinde.

Dann stand ich auf, packte alles ein und schob das Kastanienmännchen in meine Jackentasche.



Ich roch seine noch frische Spur. Ich folgte der Fährte durch eine Seitenstraße, über feuchtes Pflaster, an Hecken und an einer rostigen Schaukel vorbei, die im Wind quietschte. Es regnete leicht. Die Stadt war ruhig. Kein Verkehr, nur das gelegentliche Tropfen von Wasser aus den Regenrinnen und das ferne Bellen eines Hundes. Dann sah ich es: Ein kleines Haus. Eine Veranda mit Blumenkübeln, ein Fenster mit dünnen Vorhängen. Ein Licht brannte. Nur ein Herzschlag zu hören.

Er ist allein.

Ich trat langsam auf die Veranda. Wasser tropfte von meinen Haaren, lief mir den Nacken hinab. Meine Stiefel quietschten leise auf dem Holz. Ich hob die Hand und klopfte zwei Mal kurz. Schritte. Leicht und nah. Die Tür öffnete sich.

Nate.

Barfuß, ein zu großer Pulli an seinen schmalen Schultern. Sein Haar war leicht zerzaust, ein wenig feucht, wie frisch gewaschen. Seine Augen – grün, offen, so verdammt ehrlich – trafen mich wie ein Blitz. Er lächelte. Und da war es. Wie beim ersten Blickkontakt gestern beim Duschen. Ein Ziehen in der Brust, das mich für einen Moment vollständig machte. Ich sagte nichts. Konnte es auch nicht.

Fuck, fuck, fuck!

Ich stand nur da. Nass und stumm. Mit einem Kastanien-
männchen in meiner Hand.